

Maximilian Breu:

Mein Nietzsche: Die Sprachentlarvung

Meine ersten Berührungspunkte mit Friedrich Nietzsche hatte ich mit sechzehn Jahren ohne diese Berührung überhaupt wahrzunehmen: Ich begann Gedichte zu schreiben und mich politisch zu engagieren. Im Laufe der nächsten drei Jahre lernte ich dadurch die Macht von Worten und damit die Macht der Sprache kennen. Rhetorik und kunstvoller Sprachgebrauch beeindruckten mich. Eine klare Welt spannte sich vor mir auf, wenn ich ein Gedicht las oder schrieb, einen Zeitungsartikel überflog oder einer Rede zuhörte.

Doch im Sommer nach meinem Abitur veränderte sich etwas, ohne dass ich es hätte beschreiben können, und die Sprache kam mir plötzlich leer vor. Nichts passte mehr zusammen. Wie konnte denn das Wort „Baum“ in einem Gedicht den Baum vermitteln, den ich vor Augen hatte? Wieso war das Prädikat immer dasselbe, egal ob es in Sätzen wie „Peter liebt Hamburger“, „Katharina liebt Markus“ oder in einem geflüsterten „ich liebe dich“ steckte? War denn dieses Wort vollkommen beliebig? Und was war eigentlich dieses seltsame Gefühl, wenn man fünfzehnmal hintereinander „Tanzbärentanz“ sagt? In diesen Momenten wusste ich nicht, was „Tanz“ bedeuten soll. Die Worte waren nun nicht mehr meine Freunde. Sie „zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze“, wie es einst Hugo von Hofmannsthal in dem Brief von Lord Chandos an Francis Bacon beschrieb. Ein Bauchgefühl warf meine Pläne Wirtschaft oder Lehramt zu studieren über den Haufen und ich bewarb mich für Philosophie.

Für das Propädeutikum sollten wir „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“ lesen. Das war meine erste Begegnung mit Friedrich Nietzsche. Zu diesem ersten Date erschien ich unrasiert. Und trotzdem nahm er mich ernst und schien mich zu verstehen, obgleich ich ihn damals kaum verstand.

Nietzsche legte den Grund meines Sprachproblems offen: „Jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, dass es eben nicht für das einmalige, ganz und gar individualisierte Urerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder wenig ähnliche, d.h. streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muss. Jeder Begriff entsteht durch gleichsetzen des Nicht-Gleichen.“ (KSA 1, 879/880 WL). Deshalb hatte ich auch immer das Gefühl, dass die Worte nicht passen wollten. Wie sollten sie auch? Sie waren ja etwas gänzlich anderes, als das, was ich eigentlich ausdrücken wollte. Die Begriffe waren für mich bis dahin immer etwas unverrückbar Wahres und Festes. Natürlich konnten sie missbraucht werden, aber sie waren für mich bis dahin etwas Absolutes. Nietzsche negierte dies vor meinen Augen als er die Frage stellte, was ein Wort sei und darauf antwortete: „Die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten. Von dem Nervenreiz aber weiterzuschließen auf eine Ursache außer uns, ist bereits das Resultat einer falschen und unberechtigten Anwendung des Satzes vom Grunde. Wie dürften wir, wenn die Wahrheit bei der Genesis

der Sprache, der Gesichtspunkt der Gewißheit bei den Bezeichnungen allein entscheidend gewesen wäre, wie dürften wir doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns "hart" noch sonst bekannt wäre, und nicht nur als eine ganz subjektive Reizung! (...) Das "Ding an sich" (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfaßlich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hilfe. Ein Nervenreiz, zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andre und neue.“ (KSA 1, 878/9 WL). Wenn Wörter nur Übertragungen waren, Metaphern, völlig ohne die Sicherheit, dass hinter ihrer Struktur die Wahrheit steckte, dann erklärte sich auch mein seltsames Gefühl nichts wirklich durch Sprache erfassen zu können. Der Begriff und das Ding, das begriffen werden sollte, konnten nie zusammenfallen. „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht“, das ist Gott allein vorenthalten. In unserer Welt war dieser ursprüngliche Glaube an die wahrhaftige und sinnerfüllte Sprache nur dadurch möglich, „dass der Mensch sich als Subjekt und zwar als künstlerisch schaffendes Subjekt vergisst.“ (KSA 1, 883 WL).

Die Lektüre des Aufsatzes und der erkannte Zweifel an der Sprache eröffneten eine weitere Frage: Wie geht es nun weiter? Sollte man für immer Schweigen, da wir „doch nichts als Metaphern der Dinge [besitzen], die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen“? (KSA 1, 879 WL)

Meine Perspektive auf die Sprache und die Welt wandelte sich, je mehr ich auch selbst über das Gelesene nachzudenken begann. Auf die Frage fand ich zwei Antworten: Manchmal ist das Schweigen die einzig richtige Antwort. Immer wenn der Moment bis an den Rand mit Sinn gefüllt ist und man das Gefühl hat sich auf einer ganz anderen Ebene zu verstehen, als es Worte fassen könnten, dann gilt „Reden ist Silber. Schweigen ist Gold“. In diesen Situationen stören und zerstören Worte, dort haben sie keine Berechtigung. Es ist ein anderes Wahrnehmen, so wie es die Liedzeilen aus „Enjoy the silence“ von depeche mode beschreiben:

„All I ever wanted
All I ever needed
Is here in my arms
Words are very unnecessary
They can only do harm“

Und dann gibt es die Möglichkeit sich selbst als künstlerisch schaffendes Subjekt wahrzunehmen. Die Sprache hat zwar keinen festen Untergrund, doch das Individuum kann ihr Gehalt geben. Das Bewusstsein, dass es Dinge gibt, die man nicht durch Sprache ausdrücken und dass ich mit meiner Sprache niemals das Wesen der Dinge

ergründen kann, bleibt nach der Lektüre zurück. Doch mit ihm auch das gute Gefühl, dass die Sprache ein kostbarer Schatz ist.

Wir können ihr Inhalt und Sinn dadurch geben, dass wir sie nicht mehr als Alltägliches, sondern als etwas Besonderes wahrnehmen und dementsprechend gebrauchen. Ein erster Anfang wäre eigene Metaphern zu suchen und den eigenen Worten mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wir sollten anfangen Worte zu sparen, auch wenn das fast schon einem Ausstieg aus unserem Medien- und Kommunikations-Zeitalter gleicht, in dem wir dazu aufgefordert werden immer mehr zu reden um den Informationsfluss am Laufen zu halten. Das Handy auszuschalten, nicht mehr ununterbrochen erreichbar zu sein, sich Zeit für die leisen Dinge im Leben zu nehmen und das Leben damit wieder intensiver wahrzunehmen, das waren die Ratschläge, die mir Nietzsche ohne Handy mit auf den Weg gab.

Informationen zum Autor:

Mein Name ist Maximilian Franz Xaver Breu. Ich wurde am 8.4.1987 in Freising geboren, wo ich auch heute noch lebe. Nach meinem Abitur im Jahr 2006 schrieb ich mich an der LMU für den Magisterstudiengang Philosophie, Geschichte und Volkswirtschaftslehre ein. In Freising habe ich einen kleinen Literaturzirkel gegründet, in dem wir uns um die Vermittlung von philosophischem und literarischen Wissen bemühen, sowie eigene Jungautorenlesungen veranstalten.